

NAOMI NOVIK
Drachenwacht

Naomi Novik

Drachenwacht

Die Feuerreiter Seiner Majestät V

Roman

Deutsch von Marianne Schmidt

PENHÄLIGON

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
»Victory of Eagles« bei Del Rey Books,
an imprint of the Random House Publishing Group,
a division of Random House, Inc., New York.

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 2008 by Naomi Novik
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2009 by Penhaligon Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Covergestaltung: © hilden_design, München unter Verwendung einer Illustration
von © Archiv Uwe Luserke / Anne Stokes
Redaktion: Werner Bauer
Lektorat: Holger Kappel
Herstellung: RF
Satz: Uhl + Massopust, Aalen

eISBN 978-3-641-09178-1

www.penthaligon.de

*Für Dr. Sonia Novik,
die diesem Buch ein Zuhause gegeben hat*

Teil I





1

Das Zuchtgehege trug den Namen Pen Y Fan, benannt nach dem schroffen, zerklüfteten Einschnitt im Berg, der wie eine Axtklinge aussah. Sein Grat war eisbedeckt, kahl erhob er sich über dem Moorland. Es war ein kalter, nasser, walisischer Herbst, der bereits auf den Winter zuging, und die anderen Drachen waren schläfrig und machten einen gedankenverlorenen Eindruck. Sie interessierten sich für nichts als ihre Mahlzeiten. Einige Hundert der Tiere waren auf dem Gelände verstreut und zumeist in Höhlen oder auf Felsvorsprüngen untergebracht – wo auch immer sie einen Platz gefunden hatten. Man versuchte nicht, es ihnen behaglich zu machen oder für Regeln zu sorgen, sondern kümmerte sich lediglich um ihre Fütterung und den niedergemähten Streifen Grenzland, auf dem nachts Fackeln entzündet wurden, um die Linien zu markieren, die nicht überquert werden durften. In der Ferne funkelten die Lichter der Stadt: verheißungsvoll, aber verboten.

Temeraire hatte nach seiner Ankunft eine große Höhle ausfindig gemacht und von Schutt und Geröll befreit. In ihr konnte er schlafen, doch sie blieb klamm, welche Anstrengungen er auch unternehmen mochte. Er legte sie mit Gras aus und schlug mit den Flügeln, um die Luft in Bewegung zu versetzen, was sich allerdings nur schwer mit seinen Vorstellungen von Würde vereinbaren ließ. Es mochte klüger sein, alle Unbill mit stoischer Geduld zu ertragen, doch war das wenig befriedigend, wenn niemand seine Anstrengungen würdigte. Den anderen Drachen war all das zweifellos vollkommen gleichgültig.

Temeraire war sich sicher, dass er und Laurence das Richtige getan hatten, als sie das Heilmittel nach Frankreich gebracht hatten, und niemand konnte ernstlich anderer Meinung sein. Nur für alle

Fälle jedoch hatte sich Temeraire darauf gefasst gemacht, sich mit Missbilligung oder Verachtung konfrontiert zu sehen, und er hatte sich einige sehr schlagkräftige Argumente zu seiner Verteidigung überlegt. Am wichtigsten war natürlich die Tatsache, dass es eine äußerst feige, verstohlene Art des Kampfes gewesen wäre. Wenn die Regierung danach trachtete, Napoleon zu schlagen, dann sollte sie sich ihm im direkten Kampf stellen, anstatt seine Drachen krank zu machen, um auf diese Weise einen leichten Sieg über ihn zu erringen. Das war, als könnten die englischen Drachen die französischen nicht schlagen, ohne auf einen schändlichen Trick zurückzugreifen. »Und das ist noch nicht alles«, fügte er für sich hinzu, »sondern es wären nicht nur die französischen Drachen gewesen, die gestorben wären. Es hätte ebenso unsere Freunde aus Preußen getroffen, die – in ihren Zuchtgehegen eingepfercht – sich ebenfalls angesteckt hätten, und vielleicht hätte sich die Krankheit sogar bis nach China ausgebreitet, und das wäre, als würde man jemandem seine Nahrung stehlen, ohne selbst hungrig zu sein, oder als würde man ihre Eier zerbrechen.«

Er trug diese beeindruckende Rede vor der Wand seiner Höhle vor, um sie einzuüben. Man hatte sich geweigert, ihm seinen Sandtisch zur Verfügung zu stellen, und er hatte auch niemanden aus seiner Mannschaft an seiner Seite, der seine Worte für ihn hätte niederschreiben können. Überdies war Laurence nicht bei ihm, der ihm ansonsten dabei geholfen hätte, sich zu überlegen, was zu sagen war. Stattdessen sprach Temeraire seine Argumente immer wieder leise vor sich hin, um sie nicht zu vergessen. Und wenn diese Rechtfertigungen nicht ausreichen würden, um sie zu überzeugen, so dachte er, dann könnte er auch noch darauf hinweisen, dass schließlich *er* derjenige gewesen war, der das Heilmittel überhaupt nach England gebracht hatte, er und Laurence, zusammen mit Maximus und Lily und dem Rest ihrer Formation. Und wenn irgendjemand das Recht hätte zu entscheiden, mit wem man das Mittel teilen sollte, dann wären sie es. Niemand hätte auch nur davon Kenntnis, wenn es Teme-

raire nicht gelungen wäre, seine Krankheit in Afrika zu überstehen, wo die Pilze wuchsen, die ihn hatten genesen lassen ...

Er hätte sich die Mühe sparen können. Keiner hatte ihm irgendetwas vorgeworfen; allerdings hatte ihn auch kein Einziger – wie er im Stillen gehofft, aber für recht unwahrscheinlich gehalten hatte – als Helden gefeiert, denn es kümmerte niemanden.

Die älteren Drachen waren keine Wilddrachen, sondern irgendwann aus dem Dienst ausgeschieden, und so interessierten sie sich immerhin ein wenig für die letzten Entwicklungen im Kriegsgeschehen, doch sie waren zerstreut und neigten eher dazu, von ihren eigenen Schlachten in früheren Kriegen zu berichten. Die anderen Drachen waren zwar entsetzt angesichts der Epidemie, jedoch auf eine sehr engstirnige Art und Weise. Es bekümmerte sie, dass sie selbst und ihre eigenen Kameraden krank geworden und einige von ihnen gestorben waren; es beschäftigte sie, dass es so lange gedauert hatte, bis das Heilmittel sie erreicht hatte. Es bedeutete ihnen jedoch überhaupt nichts, dass die Drachen in Frankreich ebenfalls krank geworden waren oder dass sich das Leiden ausgebreitet und Tausende getötet hätte, wenn Temeraire und Laurence nicht das Gegenmittel nach Europa gebracht hätten. Und es kümmerte sie auch kein bisschen, dass die Lords der Admiralität es Hochverrat genannt und Laurence zum Tode verurteilt hatten.

Sie hatten allerdings auch gar keine Veranlassung, sich um irgendetwas zu kümmern. Sie wurden gefüttert, und es gab genug Nahrung für alle. Zwar war ihre Unterkunft nicht eben komfortabel, aber sie war nicht schlimmer als das, woran diejenigen Drachen, die sich zur Ruhe gesetzt hatten, aus den Tagen ihres aktiven Dienstes gewöhnt waren. Keiner von ihnen hatte je von einem Pavillon gehört oder daran gedacht, dass man es ihnen behaglicher machen könnte, als es augenblicklich der Fall war. Niemand musste sich je um ein Ei kümmern; die Wärter des Geheges schafften sie mit unendlicher Sorgfalt fort, um sie in kleinen Wägelchen zu verwahren, die mit

Stroh ausgelegt waren und in denen im Winter zusätzliche Wärmflaschen und Woldecken die Eier wärmten. Die Wärter erstatteten den Drachen so lange Bericht, bis ein Tier geschlüpft war und damit nicht mehr in ihre Zuständigkeit fiel. Alle wussten, dass die Eier bei ihnen in guten Händen waren – und dass es sogar sicherer war, als sie bei sich zu behalten, sodass auch die Drachen, die selbst keinen Kapitän gewählt hatten, den Wärtern gerne ihre eigenen Eier überließen. Sie konnten nicht weit wegfliegen, denn sie wurden nicht zu einer festgesetzten Zeit, sondern jeden Tag zu einer anderen Stunde gefüttert. Flogen sie außer Hörweite der Glocken, konnte es gut passieren, dass sie zu spät kamen und den ganzen Tag über hungrig blieben. So hatten sie kaum Gesellschaft, und es gab keinen Kontakt mit anderen Zuchtgehegen oder den Stützpunkten, außer es kam ein anderer Drache von weiter weg, um sich zu paaren, und selbst das wurde von den Wärtern arrangiert. Die Drachen lebten als willige Gefangene auf ihrem eigenen Gebiet, dachte Temeraire verbittert. Er hätte das nie ertragen, wenn er es nicht für Laurence auf sich genommen hätte, nur für Laurence, den man mit Sicherheit hängen würde, wenn Temeraire nicht mehr gehorchte.

Zunächst mied Temeraire den Umgang mit den anderen Drachen, denn er musste sich um seine Höhle kümmern. Trotz der prächtigen Aussicht, die sie bot, war sie unbewohnt gewesen, weil sie ungemütlich klein war, und er hatte sich hineinzwängen müssen. Dahinter jedoch lag noch eine weitere Höhle, die man durch Öffnungen in der hinteren Wand erkennen konnte. Nach und nach schaffte Temeraire einen Zugang dorthin, indem er vorsichtig sein Grollen, den Göttlichen Wind, einsetzte. Möglicherweise arbeitete er langsamer, als es nötig gewesen wäre, und ließ bereitwillig zu, dass die Aufgabe mehrere Tage in Anspruch nahm. Dann musste die Höhle von Schutt und von alten, abgenagten Knochen und störenden Felsbrocken befreit werden, die er unter großen Mühen selbst aus etlichen Ecken entfernte – viel zu enge Ecken, als dass er darin hätte liegen können, doch er wollte es halt sauber und ansprechend haben. Im Tal

fand er einige raue Gesteinsbrocken, die er benutzte, um die Wände der Höhle durch Hin-und-her-Schaben etwas zu glätten, wobei er eine enorme Staubwolke aufwirbelte, was ihn zum Niesen brachte. Er setzte seine Arbeit jedoch fort, denn er hatte nicht vor, in einem unbehaglichen und unwirtschaftlichen Loch zu hausen. Er schlug die Stalaktiten von der Höhlendecke und klopfte Erhebungen im Boden glatt. Als er zufrieden war, schob er vorsichtig mit seinen Klauen an den Seiten seines neu entstandenen Vorzimmers einige hübsch aussehende Steine und alte, verdorrte Zweige zurecht, die spiralförmig gedreht und ausgebleichen waren und die er in den Wäldern und Schluchten gesammelt hatte. Zu gerne hätte er einen Teich und einen Springbrunnen gehabt, doch ihm fiel nicht ein, wie er das Wasser hochschaffen sollte oder zum Fließen bringen könnte, falls ihm Ersteres gelänge. So gab er sich damit zufrieden, sich einen Felsvorsprung des Llyn y Fan Fawr zu suchen, der hinaus in den See ragte, und diesen ebenfalls als sein Eigen zu betrachten.

Er beendete sein Werk damit, dass er die Schriftzeichen seines Namens in den Fels über seinem Eingang ritzte, in der Zeile darunter dann die Buchstaben seines englischen Namens. Allerdings bereitete ihm das »R« einige Schwierigkeiten und sah am Schluss eher wie die gespiegelte Zahl 4 aus. Dann war alles getan, und Gleichförmigkeit legte sich lähmend über seine Tage. Aufstehen, wenn die Sonne in den Eingang seiner Höhle fiel, ein bisschen herumfliegen, ein Schläfchen halten, wieder aufstehen, wenn die Hirten die Glocke läuteten, um etwas zu fressen, dann etwas dösen, wieder herumfliegen und schließlich erneut schlafen. Damit war der Tag zu Ende, und es gab nichts, was die Routine durchbrach. Einmal ging er selbst auf die Jagd, anstatt bei der täglichen Fütterung zu erscheinen. Noch am gleichen Tag brachte einer der kleineren Drachen den Leiter des Geheges, Mr. Lloyd, und einen Arzt zu ihm, die sich vergewissern wollten, dass er nicht krank war. Dann hielten sie ihm einen strengen Vortrag über Wilderei, sodass er sich Sorgen machte, sein Verhalten könnte womöglich Laurence Ungemach bereiten.

Trotz alledem hielt Lloyd ihn nicht für einen Verräter. Genau genommen dachte er gar nicht oft genug an ihn, um ihn überhaupt für irgendetwas zu halten. Der Leiter des Geheges scherte sich nicht um die ihm anvertrauten Tiere, solange sie sich innerhalb der Grenzen des Zuchtgebietes aufhielten, ordentlich fraßen und sich paarten. Er kannte weder Würde noch Seelenruhe, und alles, was Temeraire vom Gewohnten abweichen ließ, war ihm lästig. »Komm schon, heute haben wir eine neue Schwenkflügler-Dame zu Besuch«, pflegte Lloyd heiter zu sagen, »ein prächtiges Tierchen. Da machen wir uns einen netten Abend, was? Wollen wir vielleicht einen Happen Kalbfleisch vorher? Ja, wollen wir, da bin ich mir sicher.« Auf all seine Fragen hatte er bereits eine Antwort, sodass Temeraire einfach nur dasitzen und zuhören musste, vor allem, da Lloyd schwerhörig zu sein schien, wenn Temeraire den Versuch einer Erwiderung unternahm. Sagte er beispielsweise: »Nein, ich hätte lieber Wildbret, und Sie könnten es vorher braten«, dann konnte er sich sicher sein, ignoriert zu werden.

Es ging fast so weit, dass ihm die Lust darauf verging, für Eier zu sorgen, und Temeraire war sich ohnehin in zunehmendem Maße sicher, dass seine Mutter es keineswegs gutgeheißen hätte, wie häufig und wie wahllos man ihn zur Paarung bewegen wollte. Lien hätte jedenfalls mit Sicherheit in höchst beleidigender Weise geschnaubt. Es lag nicht an den weiblichen Drachen, die man ihm zu Besuch schickte. Sie waren alle sehr angenehm, aber die meisten von ihnen hatten noch nie zuvor ein Ei gehabt, und einige hatten noch nicht einmal in einer Schlacht gekämpft oder sonst irgendetwas Interessantes gemacht. Und sie waren alle sehr verlegen, weil sie kein angemessenes Geschenk für ihn hatten, welches ihn für sie hätte einnehmen können. Auch hätte er nicht so tun können, als wäre er kein beeindruckender Drache, selbst wenn er es gewollt hätte – was allerdings selten der Fall war. Lediglich bei Bellusa verspürte er eine solche Regung, denn sie war ein armes, junges Malachit-Schnitter-Weibchen, das sich nicht eine einzige Schlacht auf die Fahnen schrei-

ben konnte. Sie war ihm von der Admiralität in Edinburgh geschickt worden, und sie bot ihm mit kläglicher Miene eine kleine Häkeldecke an. Mehr wollte ihr überrumpelter Kapitän nicht erübrigen, auch wenn die Handarbeit von der Größe her gerade eben ausgereicht hätte, um Temeraires längste Kralle zu umwickeln.

»Die ist sehr hübsch«, bemerkte Temeraire wenig überzeugend, »und so geschickt gemacht. Ich bewundere die Farben sehr.« Dann versuchte er, sie sorgfältig über einen kleinen Stein neben dem Eingang zu drapieren, doch allein die Geste ließ das Drachenweibchen noch unglücklicher aussehen, und Bellusa platzte heraus: »Oh, ich bitte um Entschuldigung; er wollte mich einfach nicht verstehen und dachte, ich versuche zu sagen, dass ich mich nicht paaren will, und dann meinte er ...« An dieser Stelle brach sie in noch größerer Verlegenheit ab, und Temeraire war sich sicher, dass alles, was auch immer ihr Kapitän gesagt hatte, nicht sehr nett gewesen sein konnte. Er fühlte sich getroffen, und er hatte noch nicht einmal die Genugtuung, eine seiner wohllosierten Erwidierungen anzubringen, denn es war ja nicht so, dass Bellusa selber etwas Unhöfliches gesagt hätte. Große Lust verspürte er nicht, ließ sich jedoch trotzdem auf den Paarungsakt ein. Er war entschlossen, geduldig zu sein, in allen Belangen die Ruhe zu bewahren und keinen Ärger zu machen. Ja, er würde sich in jeder Hinsicht gut benehmen.

Temeraire gestattete sich nicht allzu oft, an Laurence zu denken, denn er traute sich selber nicht über den Weg. Es war schwer, das ständige Gefühl tiefer Sorge zu ertragen, das ihn so manches Mal zu überwältigen drohte, wenn er daran dachte, dass er nicht wusste, wie es Laurence ging und in welcher Verfassung er sich befand. Temeraire sorgte dafür, dass er stets wusste, wo sich seine Brustplatte und seine schmale, goldene Kette befanden, und so verwahrte er sie selbst. Seine Krallenscheiden hatte er bei Emily gelassen, und er war sich ziemlich sicher, dass man ihr zutrauen konnte, gut darauf aufzupassen. Gewöhnlich hätte er sich auch darauf verlassen, dass Lau-

rence auf sich selbst Acht gab, zumindest, solange er nicht ohne jeden ersichtlichen Grund etwas Gefährliches zu tun beabsichtigte, wozu er traurigerweise immer mal wieder neigte. Aber die Umstände waren nicht so, wie sie sein sollten, und es war schon *sehr viel* Zeit vergangen. Die Admiralität hatte versprochen, dass man Laurence nicht hängen würde, solange Temeraire sich gut benähme, aber man konnte ihr nicht vertrauen, kein bisschen. Jede Woche fasste Temeraire mindestens zweimal den Beschluss, sofort in Richtung Dover aufzubrechen, nur um Nachforschungen anzustellen und mit eigenen Augen zu sehen, dass man Laurence noch nicht aufgeknüpft hatte. Er wollte nur ganz sichergehen. Doch er nahm schweren Herzens immer wieder Vernunft an, noch ehe er aufgebrochen war. Er durfte nichts tun, was die Regierung zu der Überzeugung kommen lassen könnte, er sei nicht zu bändigen, was zur Folge hätte, dass Laurence für sie nicht mehr von Nutzen wäre. Also musste er sich so zuvorkommend und gefällig verhalten, wie es nur irgend möglich war.

Dieser Vorsatz war jedoch am Ende der dritten Woche bereits arg auf die Probe gestellt worden, als Lloyd einen Besucher zu ihm brachte. Lauthals ermahnte er den Gentleman: »Denken Sie daran, das gute Tier nicht zu verschrecken, sondern liebenswürdig, langsam und mit sanfter Stimme zu ihm zu sprechen, wie Sie es bei einem Pferd tun würden.« Diese Bemerkung brachte Temeraire in Rage, noch ehe der Herr ihm als Reverend Daniel Salcombe vorgestellt worden war.

»Oh, Sie sind es«, sagte Temeraire in einem Tonfall, der den Mann zusammenfahren ließ. »Ja, ich weiß nur allzu gut, wer Sie sind. Ich habe Ihren äußerst törichten Brief an die Königliche Gesellschaft gelesen, und ich nehme an, Sie sind gekommen, um sich davon zu überzeugen, dass ich mich wie ein Papagei oder wie ein Hund beheme.«

Salcombe brachte stammelnd Entschuldigungen hervor; Temeraire hatte augenscheinlich recht gehabt. Mühsam las er Temeraire

eine vorbereitete Liste mit Fragen vor, von denen einige die Vorherbestimmung des Schicksals zum Thema hatten und recht wenig Sinn ergaben, doch Temeraire wollte keine von ihnen beantworten. »Bitte seien Sie still: Der heilige Augustinus hat das viel besser als Sie erklärt, und selbst dort war es ziemlich sinnlos. Auf jeden Fall werde ich keinerlei Vorführungen für Sie veranstalten, als wäre ich ein Zirkustier. Ich kann wirklich nicht meine Zeit mit jemandem verschwenden, der so ungebildet ist, dass er nicht einmal Augustinus' Sentenzen gelesen hat«, fügte er hinzu und nahm im Hinterkopf schuldbewusst Laurence von dieser Regel aus. Aber Laurence spielte sich immerhin nicht selbst als Gelehrter auf und schrieb auch keine beleidigenden Briefe über Leute, die er gar nicht kannte. »Und was die Behauptung angeht, dass Drachen nichts von Mathematik verstünden, so kann ich Ihnen versichern, dass ich mehr als Sie darüber weiß.«

Mit einer Kralle kratzte er ein Dreieck in die Erde und beschriftete die zwei kürzeren Seiten. »Bitte schön. Nennen Sie mir die Längen der dritten Seite, dann werde ich mich mit Ihnen unterhalten. Wenn nicht, hauen Sie ab und hören Sie auf, so zu tun, als ob Sie irgendetwas über Drachen wüssten.«

Die simple Aufgabe hatte diverse Gentlemen in Schwierigkeiten gebracht, als Temeraire sie ihnen während einer Feierlichkeit auf dem Londoner Stützpunkt gestellt hatte. Dies hatte dazu geführt, dass Temeraire jede Illusion über das mathematische Grundverständnis der Menschheit hinsichtlich der Mathematik verloren hatte. Auch Reverend Salcombe hatte offenkundig diesem Teil seiner Ausbildung wenig Aufmerksamkeit gewidmet, denn er starrte zu Boden, errötete bis zur Spitze seines beinahe kahlen Schädels, drehte sich wutentbrannt zu Lloyd um und schnaubte: »Ich schätze, Sie haben das Tier dazu angestiftet! Sie haben diese Bemerkungen mit ihm einstudiert ...« Vielleicht dämmerte ihm, wie unsinnig diese Anschuldigung war, als er einen Blick in Lloyds ungläubiges, verständnisloses Gesicht warf, denn sofort fügte er hinzu: »Jemand hat Ihnen diese

Worte in den Mund gelegt, und Sie haben sie an das Tier weitergegeben, um mich zu beschämen ...«

»Keineswegs, Sir«, protestierte Lloyd vergeblich, was Temeraire so verärgerte, dass er sich beinahe zu einem leisen, ganz leisen Röhren hätte hinreißen lassen. Im letzten Augenblick jedoch nahm er sich zusammen und knurrte nur. Trotzdem floh Salcombe hastig, und Lloyd rannte ihm hinterher und forderte aufgebracht sein Trinkgeld ein. Er hatte sich also dafür bezahlen lassen, dass Salcombe kommen und Temeraire anstarren durfte, als wäre er tatsächlich ein Zirkustier. Nun bereute Temeraire, dass er *nicht* gebrüllt oder wenigstens beide in den See geworfen hatte, was noch viel besser gewesen wäre.

Doch dann legte sich sein Zorn, und er ließ den Kopf hängen. Zu spät war ihm der Gedanke gekommen, dass er vielleicht doch mit Salcombe hätte sprechen sollen. Lloyd wollte ihm nichts vorlesen und ihm auch nichts über das Weltgeschehen berichten, selbst wenn Temeraire so langsam und deutlich darum bat, dass er ihn verstanden haben musste. Stattdessen antwortete er zu Temeraires Verdross: »Nun ja, wir wollen uns doch nicht über solche Dinge sorgen; es macht keinen Sinn, sich aufzuregen.« Salcombe, wie ignorant er auch sein mochte, hatte sich unterhalten wollen, und vielleicht hätte er sich sogar dazu überreden lassen, ihm etwas aus den letzten Gesetzesvorlagen oder aus einer Zeitung vorzulesen – oh, was hätte Temeraire nicht alles für eine Zeitung gegeben!

Die ganze Zeit über waren die anderen schwergewichtigen Drachen mit ihrem Mittagsmahl beschäftigt gewesen. Der größte von ihnen, ein gewaltiger Königskupfer, spuckte ein gut durchgekautes, graues und blutbesudeltes Fellknäuel aus, rülpste lauthals und erhob sich in die Luft, um zu seiner eigenen Höhle zurückzukehren. Sein Abflug gab eine weite Fläche des Feldes frei, und die anderen Drachen drängten näher. Bei ihnen handelte es sich um Mittel- und Leichtgewichte, und auch einige kleinere Tiere vom Gewicht eines Kurierdrachens landeten, um sich ihren Anteil an Schafen und Rindern zu holen und sich Bemerkungen zuzurufen. Temeraire rührte

sich nicht, sondern kauerte sich lediglich noch ein bisschen weiter zusammen, während die anderen um ihn herum plauderten und spielten. Er hob nicht einmal den Blick, als ein Mittelgewicht mit schmalen, blaugrünen Beinen näher kam und unmittelbar vor ihm landete, um zu fressen. Lautstark knabberte das Drachenweibchen an einigen Schafsknochen.

»Ich habe über die Angelegenheit nachgedacht«, teilte der Neuankömmling Temeraire nach einer Weile mit vollem Maul mit, »und in allen Fällen, wo der Winkel neunzig Grad beträgt – und ich nehme an, so wolltest du es zeichnen –, muss das Maß der längsten Seite eine Zahl sein, die mit sich selbst multipliziert gleich der Länge der beiden kürzeren Seiten, mit sich selbst malgenommen und addiert, ist.« Sie schluckte geräuschvoll und leckte ihre Lefzen sauber. »Eine nette Beobachtung. Wie bist du darauf gekommen?«

»Bin ich nicht«, murmelte Temeraire, »es ist der Satz des Pythagoras. Jeder Gebildete kennt ihn. Mir hat Laurence ihn beigebracht«, fügte er hinzu, woraufhin er sich noch elendiger als zuvor fühlte.

»Hmh«, antwortete das Drachenweibchen recht herablassend und flog davon.

Doch am nächsten Morgen erschien es uneingeladen erneut vor Temeraires Höhle, stieß ihn mit der Nase an, um ihn aufzuwecken, und sagte: »Vielleicht interessiert es dich zu erfahren, dass ich eine Formel entdeckt habe, mit der man jede Gleichung lösen kann. Was sagt Pythagoras *dazu*?«

»Die hast du überhaupt nicht entdeckt«, sagte Temeraire, der ausgesprochen verärgert darüber war, so früh am Morgen geweckt worden zu sein, wo doch nur ein weiterer leerer Tag vor ihm lag. »Das ist die binomische Formel. Yang Hui kannte sie schon vor Ewigkeiten.« Und damit steckte er den Kopf unter den Flügel und hoffte, wieder in einen Dämmer Schlaf fallen zu können.

Er dachte, damit sei die Angelegenheit ausgestanden, doch als er vier Tage später neben seinem See lag, landete der seltsame Drache mit wütendem Zischen neben ihm. Empört sprudelten die Worte aus

dem Weibchen hervor, sodass es sich bei dem Versuch, sie gleichzeitig auszuspucken, beinahe überschlug. »Bitte schön, diesmal habe ich was ganz Neues gefunden: Die soundsovielte Primzahl, zum Beispiel die zehnte Primzahl, ist immer dann sehr nahe an ihrem Wert, wenn man ihre Position mit der Zahl multipliziert, mit der man ein bestimmtes p potenzieren müsste, um auf denselben Wert zu kommen – die Zahl p «, fügte sie hinzu, »ist eine sehr erstaunliche Zahl, wie ich ebenfalls herausgefunden und sie deshalb nach mir benannt habe ...«

»Ganz bestimmt nicht«, höhnte Temeraire, durch eine wohlthuende Verachtung angestachelt, als er bemerkte, worüber sie sprach. »Du sprichst von e und vom natürlichen Logarithmus, und was den Rest mit den Primzahlen angeht, ist auch alles Quatsch. Denk doch nur an die fünfzehnte Primzahl ...« Und damit brach er ab, um das Ergebnis im Kopf auszurechnen.

»Siehst du«, sagte sie triumphierend, und nachdem Temeraire zwei Dutzend weitere Beispiele durchprobiert hatte, musste er zugeben, dass das lästige Drachenweibchen vielleicht sogar recht haben könnte.

»Und du brauchst mir nicht zu erzählen, dass Pythagoras das zuerst entdeckt hat«, fügte sie hinzu und warf sich in die Brust, »oder Yang Hui, denn ich habe Erkundigungen angestellt, und niemand hat je von einem der beiden gehört. Sie leben auf keinem der Stützpunkte oder in einem der Zuchtgehege, also kannst du dir diese billigen Tricks sparen. Ich habe mir das ja gleich gedacht; wer hat schon je von einem Drachen gehört, der Yang Hui heißt, so ein Unsinn.«

Temeraire war im Augenblick weder verzweifelt noch müde genug, um zu vergessen, wie entsetzlich langweilig ihm war, und so war er weniger als sonst in der Stimmung, beleidigt zu sein. »Bei beiden handelt es sich nicht um Drachen«, sagte er, »und sie sind ohnehin schon seit vielen, vielen Jahren tot. Pythagoras war ein Grieche, und Yang Hui stammte aus China.«

»Und woher willst du dann wissen, was sie entdeckt haben?«, fragte sie misstrauisch.

»Laurence hat mir darüber vorgelesen«, sagte Temeraire. »Woher weißt du denn davon, wenn nicht aus irgendwelchen Büchern?«

»Ich bin von allein draufgekommen«, sagte der andere Drache. »Hier gibt es ja nicht so viel anderes zu tun.«

Ihr Name war Percitia. Bei ihr handelte es sich um einen Kreuzungsversuch zwischen einem Malachit-Schnitter und einem leichtgewichtigen Pascalblauen. Doch das Ergebnis hatte sich als größer, langsamer und nervöser entpuppt, als die Züchter es sich erhofft hatten. Ihre Färbung war alles andere als ideal für jede Art von Tarnung, denn der Körper und die Flügel waren zum größten Teil leuchtend blau, von blassgrünen Streifen durchzogen, und entlang ihrem Rücken liefen in unregelmäßigen Abständen weitverteilte Stacheln. Sie war auch noch nicht sehr alt, anders als die meisten Drachen im Zuchtgehege, die einst angeschirrt gewesen waren, und sie hatte sich von ihrem Kapitän getrennt. »Nun«, sagte Percitia, »ich hatte nichts gegen meinen Kapitän. Er hat mir beigebracht, Gleichungen zu lösen, als ich klein war, aber ich sehe keinen Sinn darin, in den Krieg zu ziehen und auf mich schießen oder mich von Klauen zerreißen zu lassen, ohne dass mir irgendjemand einen Grund dafür hätte nennen können. Und als ich nicht kämpfen wollte, wollte er mich nicht mehr.« Die letzte Bemerkung klang leichthin, aber Percitia mied Temeraires Blick bei diesen Worten.

»Wenn du von Formationskämpfen sprichst, kann ich es dir nicht verübeln; es ist ausgesprochen ermüdend«, sagte Temeraire. »In China mochten sie mich nicht, weil ich gerne kämpfe«, fügte er hinzu, um mitfühlend zu sein. »Das gehört sich nicht für Himmelsdrachen.«

»China muss ein sehr angenehmer Ort sein«, sagte Percitia sehnsüchtig, und dem konnte Temeraire nicht widersprechen. Wenn Laurence es nur gewollt hätte, dachte er traurig, dann könnten sie jetzt gemeinsam in Peking sein und vielleicht durch die Gärten des Sommerpalastes streifen. Er hatte keine Gelegenheit gehabt, sie im Herbst zu sehen.

Dann stockte er, hob mit einem Ruck seinen Kopf und fragte eifrig: »Du hast gesagt, du habest Erkundigungen eingezogen: Was soll das heißen? Du kannst doch das Gehege nicht verlassen haben.«

»Natürlich nicht«, entgegnete Perscitia. »Ich habe Moncey die Hälfte meines Abendessens überlassen, damit er für mich nach Brecon fliegt und die Frage mit auf die Kurierrunde gibt. Heute Morgen ist er wieder losgeflogen, und er kam mit der Nachricht zurück, dass keiner jemals von irgendjemandem mit einem dieser Namen gehört hat.«

»Oh ...«, machte Temeraire und stellte seine Halskrause auf. »Oh, bitte, wer ist Moncey? Ich werde ihm alles geben, was er möchte, wenn er nur herausfinden kann, wo sich Laurence befindet. Er kann eine Woche lang mein Abendessen haben.«

Moncey war ein Winchester, der sich nicht hatte anschirren lassen. Stattdessen hatte er sich durch die Tür der Scheune, in der er geschlüpft war, geschummelt, an einem möglichen Kapitän vorbei, der ihm nichts bedeutet hatte, und war so dem Dienst im Korps entgangen. Schließlich hatte man ihn ins Zuchtgehege gelockt, vor allem mit dem Versprechen, er würde dort in einer Gemeinschaft leben können, denn er war ein geselliger Bursche. Er war klein und dunkellila, was ihn aus der Ferne nicht anders als jeden anderen Winchester aussehen ließ. So fiel es nicht weiter auf, ob er bei den täglichen Fütterungen anwesend war oder nicht, und solange er eine Entschädigung für die ihm entgangenen Mahlzeiten bekam, war er gerne zu Diensten bereit.

»Wie wäre es, wenn du mir eine dieser Kühe überließe, von der schönen, fetten Sorte, die sie extra für dich aufheben, wenn du dich paaren sollst«, sagte Moncey. »Ich würde Laculla gerne eine besondere Freude machen«, fügte er freudestrahlend hinzu.

»Wegelagerer«, fauchte Perscitia empört, doch Temeraire war das völlig egal. Inzwischen hasste er den Geschmack der Kühe ohnehin, da sie nichts als eine weitere erbärmlich unangenehme Abendbeschäftigung bedeuteten, und so stimmte er dem Handel zu.

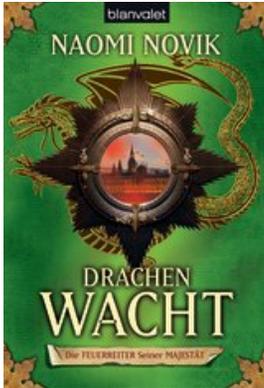
»Aber denk daran, dass ich nichts versprechen kann«, warnte Moncey. »Keine Sorge, ich versuche mein Bestes, aber es kann einige Wochen dauern, bis Nachrichten eintreffen, wenn du willst, dass auf allen Stützpunkten, auch in Irland, gefragt wird. Und selbst dann kann es sein, dass niemand etwas gehört hat.«

Leise sagte Temeraire: »Wenn er tot ist, weiß bestimmt jemand davon.«

Die Kanonenkugel drang durch den Rumpf des Schiffes ein und zer- schlug das Unterdeck der Länge nach. Das Donnern auf ihrem Weg wurde begleitet vom Kastagnettenklang der Splitter, die gegen die Wände prasselten. Der junge Matrose, der das Schiffsgefängnis be- wachte, hatte nicht mehr zu zittern aufgehört, seitdem alle auf ihre Gefechtsstationen beordert worden waren. Laurence hielt das Schlot- tern für eine Mischung aus Furcht, dem Wunsch, etwas zu tun, und der niederschmetternden Erkenntnis, auf einem so nutzlosen und elenden Posten festzusitzen. Dieses Gefühl kannte er gut, befand er sich doch in einer noch nutzloseren Position *in* der Zelle. Als sich die Kugel dem Schiffsgefängnis näherte, kullerte sie nur noch in ge- mütlichem Tempo und bot dem Wachposten der Marine die erste Gelegenheit, etwas zu tun: Er versuchte, sie mit dem Fuß aufzuhal- ten, noch ehe Laurence auch nur ein warnendes Wort von sich ge- ben konnte.

Schon auf anderen Schlachtfeldern hatte Laurence gesehen, wie ähnliche Impulse ganz ähnliche Ergebnisse gezeitigt hatten. Die Ku- gel riss den größten Teil des Fußes weg und rollte ungehindert wei- ter auf die Metalleinfassung der Tür zu und durch sie hindurch. Sie stieß die Tür aus der oberen Angel und grub sich noch sechs Zenti- meter tief in die massive Eichenwand de Schiffes, wo sie endlich lie- gen blieb. Laurence öffnete die wild hin und her schwingende Tür und kletterte aus dem Gefängnis, während er sein Halstuch abnahm, um den Fuß des Seemannes zu verbinden. Der Wachposten starrte fassungslos auf den blutigen Stumpf, und es bedurfte guten Zure-

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Naomi Novik

Drachenwacht

Roman

eBook

ISBN: 978-3-641-09178-1

Penhaligon

Erscheinungstermin: Juni 2012

Das fünfte spannende Abenteuer mit Will Laurence und seinem Drachen Temeraire

Der Feuerreiter seiner Majestät Will Laurence und sein Drache Temeraire retteten die französischen Drachen vor einer tödlichen Seuche – und machten sich damit des Hochverrats an Großbritannien schuldig. Nun wird Will Laurence degradiert und Temeraire in ein Zuchtgehege nach Schottland verbannt. Da überquert Napoleon mit seiner Armee den Kanal, und jeder Feuerreiter wird gebraucht. Sofort eilt Laurence nach Schottland – doch sein treuer Freund ist verschwunden ...